

Den ersten Schritt gehen – und den nächsten

Impulse neutestamentlicher Friedenspädagogik – die synoptischen Quellen

Pablo Picasso,
Tauben mit Ölzweig, 1961
akg-images

Der Autor

Dr. Thomas Söding ist Professor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum.

Jesus war ein Friedensbote.¹ Aber er war nicht nur nett und freundlich; dafür hat er sich zu stark mit denen solidarisiert, die unter Ungerechtigkeit zu leiden hatten, insbesondere, wenn sie religiös verbrämt werden sollten. Auch in seiner scharfen Kritik bleibt Jesus der Prophet der Gotesherrschaft, der auf die Gerechtigkeit Gottes und die Erlösung vom Bösen setzt. Zur Sendung Jesu gehört der Kampf gegen die Mächte des Todes – der nur gewonnen werden kann, wenn die Mittel nicht ihrerseits dem Bösen Nahrung geben, sondern das Böse durch Gutes besiegen (Röm 12,21).

Der Friedensbotschaft Jesu entspricht eine Friedensethik. Jesus spricht nicht nur seinen Jüngern den Segen Gottes zu, sondern fordert sie auch auf, Frieden zu stiften. „Haltet Frieden untereinander“ (Mk 9,50) – in den Nahbeziehungen soll es anfangen, aber nicht enden. „Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner, solange du mit ihm noch auf dem Weg zum Gericht bist“ (Mt 5,25), rät Jesus, durchaus mit einem Sinn für die berechtigten Eigeninteressen seiner Jünger, aber vor allem mit dem Impuls, den ersten Schritt zur Überwindung einer Feindschaft zu machen – und den zweiten wie den dritten Schritt gleich noch dazu: „Wenn du deine Gabe darbringst zum Altar und dich dort erinnerst, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, lass deine Gabe vor dem Altar, geh hin und versöhne dich zuerst mit

deinem Bruder, und dann komm und bring deine Gabe dar“ (Mt 5,23–24). Das Opfer, das gefeiert wird, kann und muss nach diesem ersten Schritt auch eine Feier der Versöhnung sein: der zweite Schritt, dem weitere folgen, weil es den Segen Gottes auf den früheren Feind herabrufft.

Die Friedensbotschaft und Friedensethik entwickeln sich in einer Friedenspädagogik. Jesus ist Lehrer.² Seine Botschaft ist im Kern Prophetie, beruhend auf Offenbarung. Aber sie hat Sinn und Verstand. Deshalb kann sie gelehrt und gelernt werden – nicht, wie man Rechnen, aber wie man Mathematik lehrt und lernt: als Suche nach Radikalen und Integralen, nach Exponenten und Asymptoten. Als Lehrer erschließt Jesus sowohl die Botschaft als auch die Ethik des Friedens – das eine, indem er die Wahrheit des Glaubens an den einen Gott auslotet, der langmütig ist und barmherzig, reich an Huld und Treue (Ex 34,6); das andere, indem er durch Einsicht die Motivation weckt, das Gute zu teilen, das der eigenen Person im Glauben aufgegangen ist.

Für Gottes Gerechtigkeit

Jesus verheißt den himmlischen Frieden, aber er will, dass der Friede auch auf Erden zuhause sein wird. Das ist der Sinn des hebräischen *Schalom*, eines der großen Hoffnungsworte Israels. Der Friede beendet den Krieg, den Menschen mit Gott und miteinander führen, auch

1) Vgl. Kunz-Lübcke, Andreas/ Mayordomo, Moisés: Frieden und Krieg (Biblische Lebenswelten). Gütersloh 2017.

2) Vgl. Söding, Thomas: Das Christentum als Bildungsreligion. Der Impuls des Neuen Testaments. Freiburg i. Br. 2016.

mit sich selbst. Aus der Perspektive Gottes ist es ein Siegfrieden: Er bekriegt den Krieg und beendet ihn. Aus Sicht der Menschen ist es ein Verständigungsfrieden: Gott versöhnt sie mit sich; sie versöhnen sich mit ihm und untereinander; sie erkennen ihn und einander an – ihr Recht, ihre Freiheit, ihren Wunsch nach Glück: „Es begegnen einander Huld und Treue, Gerechtigkeit und Frieden küssen sich. Treue sprosst aus der Erde empor, Gerechtigkeit blickt vom Himmel hernieder“, heißt es im Gesang der Korachiter (Ps 85,11–12). Die Septuaginta spricht von der *Wahrheit*, die der Barmherzigkeit begegnet und auf Erden zu wachsen beginnt.

Wichtige Begriffe, Vorstellungen und Hoffnungen, die in der Welt der Bibel mit dem Frieden verbunden sind, passen in diesem Gebet zusammen.³ Friede braucht Gerechtigkeit, sonst herrscht nur der Stärkere; Gerechtigkeit bringt Frieden hervor, sonst herrscht die Diktatur der Tugend, der sicherste Weg in den nächsten Krieg. Ohne Huld, ohne Gnade, ohne Vergebung gibt es keinen Frieden, der Versöhnung bedeutet. Menschen sind zur Heilung der Erinnerung oft nicht oder erst lange nach den Ereignissen in der Lage, die sie tief verletzt haben; Gott greift der universalen Friedensordnung vor, die es erst am Ende aller Zeit geben wird, im Reich Gottes, einem Reich des Friedens. Er stiftet keinen Frieden ohne die Opfer, aber in solcher Kreativität, dass die Opfer aus ihrer Rolle herauskommen können, ohne ihre Erinnerung, ihren Schmerz, ihren Schrei nach Gerechtigkeit verleugnen zu müssen. Treue gehört zum Frieden: Verlässlichkeit, Anhänglichkeit, Verbundenheit: Verträge nicht einseitig zu kündigen, sondern einzuhalten und sogar zu verbessern, Beziehungen zu pflegen, Versprechen zu halten. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments bringt, nicht ohne Anhalt am hebräischen Urtext, die Wahrheit ins Spiel: das, was richtig ist und den Tatsachen entspricht, aber auch das, was wahrhaftig ist, ehrlich und überzeugend. Jede Wahrheitskommission erzählt davon, wie sie dem Frieden dient. *Versuch, in der Wahrheit zu leben*, hat der tschechische Dichter und Staatsmann Vaclav Havel einen Essay betitelt, der zum einen den schmerzhaften Prozess schildert, sich nach dem Ende des Stalinismus den Realitäten zu stellen⁴, auch dem eigenen Versagen, und zum anderen die Freude einer Versöhnung beschreibt, die

der Wahrheit die Ehre gibt: nicht nur dem, was gewesen ist, sondern auch dem, was daraus wachsen soll.

Diese reiche Bedeutung des Friedens ist auch in der Verkündigung Jesu zuhause. Sie wird durch die Botschaft, dass Gottes Herrschaft nahegekommen ist, mit Inhalt gefüllt (Mk 1,15). Die Boten, die Jesus vor sich her sendet, sollen in den Häusern, die ihnen gastfreundlich die Tür öffnen, die Nähe der Gottesherrschaft verkünden – und deshalb mit dem Friedensgruß anklopfen (Mt 10,7.12; Lk 10,5.9.11).

Jesus stiftet Frieden, indem er den Menschen, denen er sich zuwendet, offenbart, wie nahe Gott ihnen ist und dass diese Nähe nicht Angst macht, vergehen zu müssen, sondern Hoffnung, geliebt zu sein und gerettet zu werden. In diesem Sinn heilt Jesus Krankheiten: nicht um seine Macht zu demonstrieren oder Werbung für Gott zu machen, sondern um den kranken Menschen zu helfen – körperlich und seelisch, sozial und religiös. Weil es Jesus bei den Heilungen nicht um sich oder um missionarische Effekte, sondern nur um die Kranken geht, können sie die Macht Jesu offenbaren und das Evangelium verbreiten. Die kurze Erzählung, wie Jesus eine Frau heilt, die seit zwölf Jahren an Blutungen leidet (Mk 5,25–34 parr.), stellt diese Zusammenhänge paradigmatisch vor Augen.⁵ „Geh hin in Frieden, und sei gesund von deinem Leiden“ – mit diesem Wort Jesu endet die Perikope (Mk 5,34 parr.). Was *Friede* ist, geht ihr an der nachhaltigen Gesundheit auf. Die zwölf Jahre, in denen ihr kein Arzt helfen konnte, sind ein halbes Leben. Die Heilung erlöst sie von einer körperlichen Qual, führt sie aber auch zurück ins Leben Israels. Denn Blut gilt als unrein; Blutungen machen eine Frau unrein; permanente Blutungen schließen sie auf Dauer vom sozialen Leben aus: Sie verunreinigt jeden Menschen, mit dem sie zu tun hat; sie darf insbesondere auch keine sexuellen Kontakte haben, selbst zu ihrem Mann nicht. Vom Gottesdienst ist sie ausgeschlossen. Unreinheit ist kein moralisches Versagen, sondern eine soziale, kulturelle und rituelle Einschränkung, die – wie es schien – um der Heiligkeit Gottes willen sein musste.

Dem Friedenswunsch Jesu geht ein Zusage voraus: „Dein Glaube hat dich geheilt“ (Mk 5,34 parr.). Dieses Wort zeigt den inneren Zusammenhang zwischen dem Glauben an Gott

3) Vgl. Zenger, Erich: Psalm 85. In: Hossfeld, Frank-Lothar/Zenger, Erich: Psalmen 51–100 (HThKAT). Freiburg i. Br. 2000, S. 523–534, bes. S. 533.

4) Havel, Vaclav: Versuch, in der Wahrheit zu leben. Reinbek 1989.

5) Vgl. Trummer, Peter: Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause. Wie Jesus heilte und heilt. Freiburg 2012, S. 123–130.

und dem Frieden, den Menschen genießen. Die Frau hat – auch in der kurzen Geschichte – einen langen Weg zurückgelegt. Zuerst ist sie in magischen Vorstellungen gefangen: Sie denkt sich Jesus als einen mit Heilenergie aufgeladenen Mediziner, dessen Gewandsaum sie nur berühren müsse, dass der therapeutische Funke überspringe. Die Sehnsucht, endlich gesund zu werden, ist so groß, dass sie das Risiko einer Verunreinigung Jesu eingeht. Darin hat sie recht; denn für Jesus ist Reinheit keine äußerliche, sondern eine innerliche Sache, bei der das Herz sprechen muss (Mk 7,1–23 parr.). Aber Jesus belässt sie nicht bei ihrer Heimlichtuerei. Er wendet sich um und sieht sie an und gibt ihr die Gelegenheit, sich zu offenbaren. Diese Chance ergreift sie. Der Friede, in dem sie gehen soll, ist von dieser Wende geprägt: Die Offenheit, Jesus ins Angesicht zu schauen, gehört dazu. So entdeckt die Frau Gott – und Jesus kann ihr sagen, dass sie aktiv an ihrer Heilung beteiligt ist: weil sie im Glauben Jesus wirken lässt. Ohne diesen Glauben, den Jesus weckt und zuspricht, wäre die Frau zwar ihr Leiden losgeworden, hätte aber nicht den Frieden gefunden, den sie mit ihrer Heilung sucht. Jesus ermutigt sie, in diesem Frieden den Weg ihres Lebens weiter zu gehen – wie sie es will und nicht, wie andere es ihr vorschreiben, auch wenn sie das Gesetz Gottes auf ihrer Seite zu wissen meinen. Jesus ist der Arzt, aber auch der Lehrer dieser Frau. Er lässt sie erkennen, wer er und wer sie selbst ist. Er führt sie zur Einsicht in die Wahrheit ihres eigenen Lebens und zugleich in die Wahrheit Gottes. Die Wahrheit befreit; sie heilt. Jesus knüpft an den sehnlichsten Wunsch der Frau an – und zeigt ihr, dass die Erfüllung zu klein gedacht wäre, wenn sie nur die eigenen Erwartungen bestätigte. Der Friede Gottes ist größer. Die Didaktik Jesu ist Teil seiner Heilssendung: Weil er der Frau ihren eigenen Glauben erschließt, der sich an ihm entzündet, ist die Heilung nicht eine Fremdbestimmung, sondern die Ermöglichung und Verwirklichung der Selbstbestimmung.

Gegen falsche Versprechungen

Jesus ist ein Friedensemissär, aber er konnte auch vom Krieg sprechen. So wird er im Matthäus- und im Lukasevangelium zitiert: „Denk nicht, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu

bringen. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34). Bei Lukas heißt es ganz ähnlich: „... sondern Zwietracht“ (Lk 12,51).

Aus dieser Kampfansage folgt nicht, dass Jesus ein Zelot gewesen sei.⁶ Im Gegenteil: Er ist dagegen, dass seine Friedensmission behindert, bedrängt, bekämpft wird – und er wehrt sich: mit der Macht des Wortes, mit der Faszination seines Vorbildes, mit der Hoffnung auf das Reich Gottes. Die Widerstände gegen Jesus sind groß. Folgt man den Konfliktgeschichten der Evangelien, zeigen sich zwei große Widerstandsfaktoren: die Familie und die Religion.

Für die allermeisten Menschen, die Interesse an Jesus gefunden haben, waren ihre Familien⁷ die größten Hindernisse, zu Jesus zu gelangen. Die Sippen standen unter der Macht des Familienvaters; sie waren eine religiöse, wirtschaftliche und soziale Einheit. Dass jemand aus dem Familienverband ausbrach, um in der Freiheit des Glaubens dem Ruf des eigenen Gewissens zu folgen, war nicht vorgesehen. Der Oxford-Kulturanthropologe Larry Siedentop hat deshalb das Evangelium als einen entscheidenden Faktor der Individualisierung gesehen.⁸ Jesus ist den Evangelien zufolge von harter Nüchternheit: „Es wird ein Bruder einen Bruder zum Tod ausliefern, und ein Vater ein Kind, und Kinder werden aufstehen gegen ihre Eltern und werden sie töten“ (Mk 13,12). Ohne dass es Zwietracht in den Familien gäbe, gäbe es nicht die Eintracht des Volkes Gottes, auf die Jesus im Zeichen des Reiches Gottes aus ist. Konflikte müssen ausgetragen werden: aber mit Worten, nicht mit Gewalt. „Allen Völkern muss zuerst das Evangelium verkündet werden“, ist die Friedensparole Jesu: „Wer ausharrt bis zum Ende, wird gerettet werden“ (Mk 13,10.13) – Leidenschaftsbegriffen. Die Familien dürfen nicht mehr über alles bestimmen, was das Leben ihrer Mitglieder ausmacht; Glaube schafft Freiheit. Das Ergebnis ist allerdings nicht die Auflösung der Familienstrukturen, sondern ihre Neugewinnung – im Zeichen ehelicher Treue (Mk 10,2–12) und Kinderliebe (Mk 10,13–16).

Der andere Widerstand kommt ausgerechnet von denen, die es wissen müssen: von den Pharisäern und Schriftgelehrten. Sie sind jüdische Reformer⁹, in vielem mit Jesus verwandt. Das Neue Testament redet sie oft schlecht. Aber es

6) Vgl. Anders Aslan, Raza: Zealot. The Life and Time of Jesus of Nazareth. New York 2013. Deutsche Übersetzung Reinbek 2015.

7) Vgl. Burguiere, André: Histoire de la famille I: Mondes lointains, mondes anciens. Paris 1986.

8) Vgl. Siedentop, Larry: Inventing the Individual. The Origins of Western Liberalism. London 2014 Deutsche Übersetzung Stuttgart 2015.

9) Vgl. Neusner, Jacob: Judaism in Late Antiquity. Leiden 2000.

kann nicht umhin, in den Debatten, die Jesus mit ihnen geführt hat, ernste Auseinandersetzungen zu sehen, deren Schärfe widerspiegelt, dass es um sehr viel geht: Die Vergebung der Sünden steht zur Debatte, das Fasten und die Heiligung des Sabbats (Mk 2,1–3,6 parr.), die Einhaltung der Reinheitsgebote (Mk 7,1–23 parr.) und die Heiligkeit des Tempels (Mk 11,15–19 parr.). An allen Punkten hätten die Pharisäer und Schriftgelehrten mit ihrer Kritik an Jesus recht – wenn er nicht der Messias wäre. Es ist ein friedenspädagogisches Vermächtnis des Neuen Testaments, dass die Konflikte nicht verschwiegen, sondern so dargestellt werden, dass die Glaubensfrage ins Zentrum rückt. Die Streitgespräche verlangen allerdings eine Bibeldidaktik, die den Einwänden eine Chance gibt. Wären sie nicht lehrreich, hätten die Evangelien sie nicht erwähnt. Nur wenn die Kritik an Jesus nicht mundtot gemacht wird, erklärt sich, dass Jesu Botschaft nicht selbstverständlich, sondern unglaublich gut ist.

Zur Friedenspädagogik Jesu gehört, seine Jünger, Männer wie Frauen, kritik- und konfliktfähig zu machen. Der *ewige Friede*, der schon auf Erden beginnen soll, ist nicht die Friedhofsruhe, die Immanuel Kant karikiert hat¹⁰, sondern die Fülle des Lebens, die gegen alle Traditionalisten und Extremisten dieser Welt verteidigt werden muss, besonders gegen jene, die sich Gott auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Im Horizont der Verheißung

Jesus kritisiert jede Friedensideologie, aber aus Leidenschaft für Gottes Gerechtigkeit, die nicht erst im Himmel, sondern auch auf Erden wirksam werden soll. In der Bergpredigt stehen für diese Hoffnung zuerst die Seligpreisungen (Mt 5,3–12).¹¹ Lukas überliefert sie in einer komprimierten (Lk 6,20–21), Matthäus in einer psalmartig ausgeführten Form. Es handelt sich um prophetische Sprechakte, die bewirken, was sie besagen, indem sie zusprechen, wozu Gott entschieden ist. Jesus hat die Kraft, diese Worte zu sprechen und damit Gottes Lebensordnung zu bezeugen, die sich im Moment des Ausspruchs und des gläubigen Hörens schon im Vorgriff auf die Vollendung realisiert – sodass die Frage nach ethischen Konsequenzen und sozialen Reformen im Raum steht, aber den Horizont des Evangeliums über die Ethik hinaus weitet.

Eine der Seligpreisungen im Matthäusevangelium lautet: „Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes heißen“ (Mt 5,9).¹² Unmittelbar davor ist von den Barmherzigen (Mt 5,7) und den Herzensreinen (Mt 5,8) die Rede, die Barmherzigkeit finden und Gott schauen werden; unmittelbar danach von denen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden und wissen sollen, dass ihrer das Reich Gottes ist (Mt 5,10). Der Zusammenhang ruft alles wach, was zur vollen Friedenbotschaft der Bibel gehört: Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Herzensbildung, Sehnsucht und Hoffnung inmitten aller Verfolgung. Frieden zu stiften, heißt, ihn nicht nur zu wünschen, sondern aktiv zu bewirken, soweit es menschenmöglich ist (Röm 12,18). Wie das geht, wird durch die Verheißung der Gotteskindschaft zum Ausdruck gebracht.

Sie öffnet zum einen die Augen dafür, wie Gott alle Menschen ansieht und wie Menschen einander ansehen sollen: als Gottes Ebenbild, deren Bruder Jesus selbst ist.¹³ Der Friede auf Erden wird dort sichtbar, wo diese Blicke ausgetauscht werden, unabhängig davon, ob Menschen an Jesus glauben oder nicht. Der Glaube ist allerdings die Art und Weise, der Hoffnung innezuwerden und sie mit anderen zu teilen.

Zum anderen weist die Verheißung der Gotteskindschaft auf das Gebot der Feindesliebe voraus (Mt 5,43–48), das seinerseits von einer Verheißung getragen ist: „..., sodass ihr Söhne eures Vaters in den Himmeln werdet“ (Mt 5,46). Denn Gott selbst, verkündet Jesus, liebt seine Feinde (vgl. Röm 5,6–8). Wer ihn nachahmt, liebt seine Feinde. Deshalb darf im Umkehrschluss das Gebot der Feindesliebe als Anweisung zum Friedenstiften gelesen werden. Die erste Konkretion ist das Beten (Mt 5,44; vgl. Lk 6,28; Röm 12,14): Nicht gegen andere, sondern für sie zu beten, ist die einzige Option, die Religion und Friedensethik miteinander verbinden kann. Für andere zu beten, heißt, sie nicht sublim zu vereinnahmen, sondern Gott zu bitten, sie den Weg zu führen, den sie gehen. Dass Gottes Führung zum Frieden führt, liegt an Gott selbst. Die Feindesliebe macht auf eine elementare Weise Ernst: Nicht nur diejenigen zu grüßen, die einen selbst grüßen, sondern auch andere, ist eine weitere Konkretisierung (Mt 5,47). Zu grüßen, heißt: wahrzunehmen, willkommen zu heißen, anzuerkennen und anzusprechen. Gott macht es mit

10) Vgl. Kant, Immanuel: Zum ewigen Frieden (1795/96). Vgl. Hoesch, Mathias: Zum ewigen Frieden. In: Willaschek, Marcus u. a. (Hg.): Kant-Lexikon. Berlin/Boston 2015, S. 2727–2731.

11) Vgl. Reiser, Marius: Die acht Seligkeiten des Evangeliums. In: *Communio* 39 (2010), S. 499–505.

12) Vgl. Söding, Thomas: Frieden stiften. Die Seligpreisung Jesu (Mt 5,9). In: *Communio* 47 (2018), S. 108–118.

13) Darin ist eine ökumenische Theologie der Menschenwürde begründet. Vgl. Bilaterale Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Gott und die Würde des Menschen. Leipzig/Paderborn 2017.

allen Menschen, sagt Jesus – und Frieden wird gestiftet, wo Menschen über ihren eigenen Schatten springen und in anderen Menschen, selbst wenn sie ihre Feinde sind, Gottes Kinder sehen, berufen zur Heiligkeit, bestimmt zur Erlösung. Bei Matthäus steht zuvor die Aufforderung, auf Gewalt nicht mit Gewalt zu reagieren, sondern durch passiven Widerstand, durch zuvorkommende Güte, durch subversiven Gehorsam die Feindschaft zu unterlaufen und dadurch, wenn möglich, die Feinde zu gewinnen, auf keinen Fall aber Öl ins Feuer zu gießen (Mt 5,38–42; vgl. Lk 6,29.34). Die härtesten Fälle werden genannt: körperliche Demütigung, wirtschaftliche Erpressung, militärische Okkupation – damit deutlich wird, dass es keine noch so gute Erklärung gibt die Feinde nicht zu lieben. Diese Liebe ist weniger eine Emotion denn eine Partizipation: an der Liebe Gottes selbst.¹⁴ Nur deshalb hat Liebe die Kraft, Frieden zu stiften: den Frieden Gottes selbst, der allein den Namen des Friedens verdient.

Im biblischen Text steht: *Söhne* – nicht nur, weil der antike Patriarchalismus den Bibeltext beeinflusst, sondern auch, weil der Bezug zu Jesus deutlich werden soll, dem Sohn Gottes, der Gottes Frieden nicht nur verheißt, sondern verwirklicht. Frieden zu stiften heißt also, an der Mission Jesu selbst teilzunehmen: sei es durch expliziten Glauben, der das Bekenntnis durch die Praxis bewahrheitet, sei es durch eine Humanität, die sich dem Bekenntnis nicht öffnet, aber Gott nicht leugnet, um der Menschen willen.

Die Seligpreisung geht noch weiter, als jede Ethik gehen kann – so wie das Gebot der Feindesliebe nicht nur die Moral von der Geschichte erzählt, sondern die Geschichte Gottes mit den Menschen selbst, an der alle Hoffnung hängt. Selig ist, wer mehr als glücklich ist: geliebt, gesegnet, geehrt. Die Seligkeit ist himmlisches Glück, das schon auf Erden zu spüren ist. Eine Vertröstung ist die Seligpreisung nicht, aber ein Trost schon: wenn die Anstrengung vergeblich ist oder der Friede brüchig. Aus diesem Trost erwachsen Mut, Geduld und Hoffnung (vgl. Röm 5,3–5). So soll der Blick zu Gott, der „seine Sonne aufgehen lässt über Bösen und Guten und es regnen lässt über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,45), wie in einem Brennglas den Ursprung allen Lebens mit dem Ethos der Liebe verbinden, die nicht Fünfe gerade sein lässt, aber auf die Hoffnung setzt,

dass es Versöhnung geben kann. Welche Friedensinitiativen auch immer auf Erden scheitern – Gott bleibt ein „Gott des Friedens“ (1Kor 14,33), der vollenden wird, was Menschen in seinem Sinn begonnen, und alle Wunden heilen wird, die Menschen einander zugefügt haben.

Die Pädagogik Jesu zeigt sich daran, dass er die Menschen, die sein Wort hören, nicht nur mit Geboten konfrontiert, die sie zu erfüllen haben. Vielmehr knüpft er an ihre Erfahrungen und Sehnsüchte an, um deren Dimensionen auszuloten.

Das Gebot der Feindesliebe öffnet ihre Augen für das Leben dieser Welt, das sie immer vor Augen haben, aber als Zeichen für das Wohlwollen, die Friedensliebe, die Versöhnungsarbeit Gottes entdecken sollen. Deshalb sind an dieser Stelle irritierende, verstörende Bilder von Naturkatastrophen nicht eingeblendet – die aber auftauchen, wenn Jesus nicht vom Ethos der Nachfolge, sondern von den selbstzerstörerischen Kräften der Menschen redet, in den apokalyptischen Reden, die von ihm überliefert sind (Mk 13,8 parr.; Mt 24,38–39; Lk 17,27). Sonne und Regen sind die elementaren Gottesgaben, die allen Menschen zuteilwerden, auch wenn sie mit den natürlichen Ressourcen Schindluder treiben. Die Initiativen zum Klimaschutz stehen noch außerhalb des Blickfeldes; dass sie aber Friedensarbeit sind, lässt sich im Spiegel der Bergpredigt erkennen. Die Seligpreisung gibt der Hoffnung von Menschen recht, in dem, was sie Gutes wollen und tun, anerkannt zu werden, selbst wenn die Bemühungen nicht erfolgreich sein sollten. Auch wenn die Friedensarbeit von anderen Menschen nicht geschätzt werden mag: Gott gibt ihr weiten Raum und beglückt diejenigen, die sich für den Frieden engagieren.

An der Peripherie der Gesellschaft

Jesus spricht der Bergpredigt zufolge Einzelne an, die Frieden stiften sollen. Aber er ist nicht unpolitisch. Friedenspolitik im großen Stil ist allerdings außerhalb der Möglichkeiten, die sich den kleinen Jüngergemeinden bieten, vorwie nachösterlich. Die Friedensbotschaft Jesu steht dem Anspruch des Imperium Romanum gegenüber, eine weltweite Friedensordnung zu etablieren.¹⁵ Tatsächlich hat das römische Reich – zu seinen Bedingungen – mehr Rechtsfrieden als vorher geschaffen; auch die Juden haben

14) Vgl. Wischmeyer, Oda: *Liebe als Agape. Das frühchristliche Konzept und der moderne Diskurs.* Tübingen 2016.

15) Einen universalgeschichtlichen Vergleich stellt an Parchami, Ali: *Hegemonic Peace and Empire. The Pax Romana, Britannica and Americana.* London 2009.

davon profitiert, bis zum Ausbruch des Krieges 66 n.Chr., der zur Zerstörung des Tempels geführt hat. Eine wesentliche Bedingung war allerdings die Symbiose von Politik und Religion¹⁶, die in Spannung zum Monotheismus steht, auch wenn mit dem Judentum ein *modus vivendi* gefunden worden ist.

Jesus macht klar, dass Gottes Reich nicht in Konkurrenz zu den Reichen dieser Welt steht, sondern ihrer aller Horizont und Maßstab ist. So erklärt sich die berühmte Antwort auf die Steuerfrage: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“ (Mk 12,13–17).¹⁷ Jesus ist gegen einen Steuerboykott, wie er, durch die Zeloten propagiert, zum Ausbruch des Jüdischen Krieges geführt hat. Innerhalb dessen, was Gottes ist, gibt es einen legitimen Platz für die politische Organisation von Macht – im Interesse aller, wie es Gottes Wille ist. Die jesuanische Fundamentalunterscheidung hält mit dem Zeugnis der Bibel Israels fest, dass kein König dieser Welt Gott ist, dass aber alle Könige sich vor Gott verantworten müssen, wie all ihre Untertanen auch. Durch diese Unterscheidung trägt das Evangelium wesentlich zum Rechtsfrieden bei: Jesus will keinen Gottesstaat auf Erden errichten, sondern die Politik durch den Gottesbezug orientieren und dadurch der Gerechtigkeit dienen.

Das Urchristentum sah sich herausgefordert, auf seinem Weg zu den Völkern kritische Distanz zu allen möglichen Potentaten zu wahren, die durchaus bedrohlich sein konnten, ob es sich nun um Provinzfürsten oder Statthalter, Magistrate oder Gerichte handelte. Zwei Schlüsselkonstellationen werden beleuchtet; das Verhalten vor Gericht und die Auseinandersetzung mit Herrschaftsstrukturen. In beiden kommt das kritische Potential des Evangeliums zum Tragen, auch wenn keine Fundamentalopposition getrieben wird.

Dem Christentum wurde vorgeworfen, Unruhe zu stiften und den Frieden zu stören. Jesus ist realistisch: „Sie werden euch ausliefern an Gerichte und an Synagogen; ihr werdet geschlagen werden, und vor Könige und Statthalter werdet ihr gestellt werden um meinetwillen, ihnen zum Zeugnis“ (Mk 13,9 parr.; Mt 10,17–19; Lk 12,11–13). Die Anklage ist Unrecht, aber sie gibt Gelegenheit zum Bekenntnis; auf diese Weise wird der Prozess unterlaufen, das Recht der Glaubensfreiheit wird eingeklagt, die Richter werden herausgefordert, der Wahrheit die Ehre

zu geben – ob sie es tun, steht dahin. Aber die Gläubigen haben ihren Teil getan, Frieden zu stiften.

Jesus kritisiert, dass die Jünger – die Zebedäussöhne preschen voran – ihre Nähe zu Jesus ausnutzen wollen, um Privilegien zu ergattern (Mk 10,35–45 parr.). Wenn Jakobus und Johannes darum bitten, zur Rechten und zur Linken Jesu in dessen Reich zu stehen, haben sie einen antiken Thronsaal vor Augen, in dem der König von seinen treuesten Mannen flankiert wird. Sie projizieren also ein Bild irdischer Herrschaft in den Himmel, um von dort her eine Hierarchie in der Kirche zu begründen. Beide Denkbewegungen sind falsch. Die erste ist eine Projektion, die zweite eine Perversion. So sicher Bilder aus den politischen Gewaltverhältnissen für das Reich Gottes taugen, weil Gott Macht hat, so wenig ist Gott eine in den Himmel projizierte Omnipotenzphantasie der Mächtigen; und so sehr es um der Hilfe für die Armen und Sünder willen göttliche Vollmacht in der Kirche geben muss, so wenig lässt sich Gott als König auf Erden repräsentieren, am wenigsten in der Kirche.

Deshalb ist Kritik angesagt. Jesus formuliert sie nach dem Markusevangelium scharf: „Ihr wisst, dass die, die Völker zu beherrschen scheinen, sie unterdrücken und ihre Großen ihnen Gewalt antun. Aber so ist es nicht bei euch, sondern wer groß unter euch sein will, sei euer Diener, und wer unter euch Erster sein will, sei aller Diener“ (Mk 10,42–44). Der brutale Konkurrenzkampf, den die Welt der Politik charakterisiert, stiftet Unfrieden; die Jünger erfahren das am eigenen Leibe – und sind keineswegs die einzigen. Desto schlimmer ist es, wenn diese Gewalt in der Kirche etabliert wird. Das Gegenmittel ist das wechselseitige Dienen.¹⁸ Es kommt nichts ans Ende, es beginnt stets neu. Das Ethos des Dienens unterläuft jede Demutsgebärde ebenso wie jeden Hochmutsanfall. Wer als Erster Diener wird, wird im gleichen Moment von allen bedient; wer, von allen bedient, Erster ist, weiß sich im selben Moment zum Dienen berufen. Die Pointe ist, dass die Hierarchie immer zugleich konstruiert und destruiert wird. Der Grund ist christologisch: Der Menschensohn ist der Diakon, der sein Leben für die vielen einsetzt (Mk 10,45). Der Friedenspädagoge Jesus macht nicht die Ambition verächtlich, die aus dem Wunsch spricht, Jesus ganz nahe zu sein und mit ihm herrschen

16) Vgl. Assmann, Jan: Politische Theologie zwischen Ägypten und Israel. München 2006.

17) Vgl. Förster, Niclas: Jesus und die Steuerfrage. Die Zinsgroschenperikope auf dem religiösen und politischen Hintergrund ihrer Zeit. Mit einer Edition von Pseudo-Hieronymus, „De haeresibus Judaeorum“ (WUNT 294). Tübingen 2012.

18) Die repräsentative Funktion der Diener betont Hentschel, Anni: Diakonia im Neuen Testament. Studien zur Semantik unter besonderer Berücksichtigung von Frauen (WUNT 222). Tübingen 2008.

zu wollen. Er führt sie aber über die eigenen Wunschträume hinaus zu den Realitäten des Lebens und zu den neuen Ufern der Hoffnung. Ohne Sterben gibt es keine Auferstehung; ohne das Dienen gibt es keine Herrschaft; ohne Herrschaft keine Diakonie im Namen Jesu. Der Lehrer Jesus ist Vorbild und mehr als das. Er begründet das Lehren wie das Lernen; er tritt für die Wahrheit der Botschaft ein. Er verifiziert durch seine Lebenshingabe die Verheißung des Friedens.

An der Peripherie der antiken Gesellschaft wollen die ersten Gemeinden Avantgarde sein (1Petr 1,1–2). Sie sind es, wenn sie Jesu Friedensbotschaft weitertragen und durch ihre Friedensethik glaubwürdig werden lassen. „Suche Frieden“, greift der Erste Petrusbrief den Psalter auf (1Petr 3,11: Ps 34,14). Die Parole hat von ihrer Dringlichkeit nichts verloren. Wer bekennt, den Frieden zu suchen, drängt anderen die eigene Friedensordnung nicht auf, sondern ist an der Expertise von Koalitionspartnern interessiert, bleibt aber kritisch, um nicht vereinnahmt zu werden, und interessiert, um die eigenen Energien zu steigern und zu bündeln. Wer dieses Bekenntnis vor Gott ausspricht, ist nicht nur realistisch, weil es auf Erden keinen ewigen Frieden geben wird, sondern auch engagiert, weil es gilt, Frieden zu stiften, auch mit den Kräften des Glaubens. □

Literaturtipp

Thomas Söding ist Verfasser des Buches *Das Christentum als Bildungsreligion Der Impuls des Neuen Testaments* (Freiburg 2016).